

Buchbesprechung

Autor(en): **Simonett, Jürg / Collenberg, Cristian / Egloff, Peter**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur**

Band (Jahr): - **(1988)**

Heft 2

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

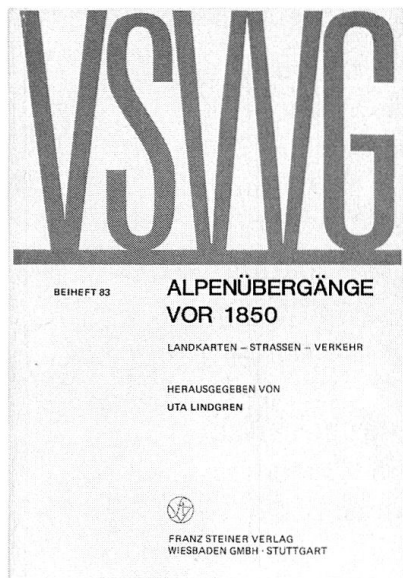
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Buchbesprechung



Uta Lindgren, Hrsg.:
Alpenübergänge vor 1850.
Landkarten – Strassen –
Verkehr.

Symposium am 14. und 15. 2. 1986 in München. 188 S. mit 26 Abb., kt. Beiheft Nr. 83 der Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Wiesbaden: Franz Steiner Verlag 1987. DM 44.— ISBN 3-515-04747-6.

Unter dem Titel Alpenübergänge vor 1850 hat im Februar 1986 in München ein historisches Symposium stattgefunden. Die Beiträge liegen nun in einem umfangreichen Beiheft der Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte vor.

«Die Alpen – Europas ausgedehntestes Hochgebirge – sind von Historikern nicht häufig als Forschungsgegenstand gewählt worden», schreibt die Herausgeberin Uta Lindgren im Vorwort. Dies mag in Graubünden auf Anhieb Widerspruch erwecken. Tatsache ist aber, dass Forschungen, die mehr als nur lokale oder regionale Ausschnitte gewählt haben, doch erstaunlich selten sind. Insofern ist auch die Absicht des Symposiums zu begrüßen, «das ganze Gebiet der Alpen und auch historisch eine grössere Zeitspanne» mindestens in Einzelbeiträgen abzudecken. Bereits der erste Beitrag zur Alpenüberquerung Hannibals betont etwas, was in Graubünden durch die anregenden Forschungen Armon Plantas noch klarer geworden ist: «Lokalkenntnisse sind in jedem Fall unerlässlich.»

Dallmeier beschäftigt sich mit dem Postverkehr auf den Alpenrouten. Er stellt klar, dass die Hauptübergänge in einem stetigen Konkurrenzkampf standen. Hauptkriterium hier war eine möglichst schnelle Beförderung sowie ein niedriges Briefporto. Um 1740 etwa lagen die Bündner Pässe in bezug auf die Laufzeiten zwischen Amsterdam und Oberitalien gegenüber der Konkurrenz leicht im Rückstand.

Kellenbenz behandelt die Bündner Pässe im Rahmen der Verkehrsbeziehungen zwischen Oberdeutschland und Italien. Hier wird der Vorteil einer übergreifenden Gesamtschau besonders deutlich:

Obwohl der Autor das zeitweilig überaus grosse Einzugsgebiet der Bündner Pässe aufzeigt, vergisst er nicht – wie dies in regionalgeschichtlichen Studien allzu oft geschieht – zu betonen: «Die am meisten benutzte Strasse von Deutschland nach Italien führt, wie schon erwähnt, über den Brenner.» Zu wenig beachtet er nach meiner Meinung hingegen, dass bis ins beginnende 19. Jahrhundert ein Gutteil der Transitwaren über die Bündner Pässe nicht mit Pferden kapitalkräftiger Transportunternehmer gesäumt wurde, sondern vom Tragtier des lokalen Säumerbauern, der den Schutz der quasi zünftischen Portenordnung genoss.

Helmut Gritsch stellt in seinem Beitrag zur «Schiffahrt auf Etsch und Inn» fest, dass «nicht nur durch den Transport zu Lande, sondern auch zu Wasser viele Menschen in den Haupttälern der Alpen Beschäftigung und damit einen gesicherten Lebensunterhalt fanden». Im Gebiet des Hochrheins reichte es zwar nur zur Flösserei, in der Regel ab Reichenau. Aber auch diese Transportart ist in ihrer Bedeutung nicht zu unterschätzen, vor allem vor dem Aufkommen der Eisenbahnen.

Leo Feist geht auf den «Bau der Stilfserjoch- und der Hochfinstermünzstrasse» ein. Er interpretiert diese Bauvorhaben zu Beginn des 19. Jahrhunderts als Ausdruck der Zeitenwende von der alten Handwerkskunst zur neuen, wissenschaftlich fundierten Technik. Zahlreich sind hier die Berührungspunkte mit gleichzeitigen Bestrebungen in Graubünden. So wurden die Strassen über Stilfserjoch wie über Splügen vom gleichen Ingenieur konzipiert, nämlich durch Donegani vom lombardischen Staatsbaudienst. Diese wie jene Strasse – ganz gleich wie der von Pocobelli ausgeführte Bernhardinübergang – wurden als «Kunststrassen» errichtet; hochqualifizierte Techniker arbeiteten erstmals nach klaren und durchgehenden Richtlinien und einer planerischen Darstellung.

Fritz Steinegger zeigt am Beispiel des Tiroler Landesarchivs einige Probleme zur Quellenlage in der Forschungsgeschichte des Strassenbaus und Verkehrs. Aus leidvoller Erfahrung während der Arbeit am «Inventar historischer Verkehrswege der Schweiz» kann ich seine allgemeine Feststellung nur bestätigen: Es «gehen Archivbenutzer meist von der falschen Voraussetzung aus, dass das einschlägige Quellenmaterial zu einem bestimmten Thema in einem eigenen Archivbestand zusammenliege. Dem ist aber nicht so. In den Archiven sind die Akten geordnet nach Behörden, bei denen das Schriftgut entstand, aufgestellt. Es müssen daher sämtliche in Frage kommenden Aktenbestände durchgesehen werden, was sehr viel Zeit in Anspruch nimmt.»

Jean-François Bergier von der ETH Zürich behandelt die «Auswirkungen des Verkehrs auf die Bergbevölkerung im Mittelalter». Zu

Recht meint er, der transalpine Verkehr sei bisher – einmal abgesehen von ausgesprochen lokalgeschichtlichen Abhandlungen – zu stark aus der Sicht der Endstationen betrachtet worden. Das eigentliche Gebiet der Alpen hätten manche Forscher etwas gar schnell übersprungen. Deshalb begrüsst er das erwachende «Interesse der Geschichtsforschung auch für die innere Geschichte der Alpenbevölkerung (. . .), im Zusammenhang mit dem Verkehr.» Im Vordergrund stehen für ihn dabei Fragen nach den Teilnahmemöglichkeiten der Bergbevölkerung sowie nach den Auswirkungen negativer oder positiver Art. Nicht ganz einig gehe ich mit Bergier, wenn er dann doch zu negieren scheint, «dass der Verkehr einen starken Einfluss auf die Lebensweise und Weltanschauung der betroffenen Bevölkerung ausübte». Wenn etwa die Rheinwalder heute als Beispiele von bäuerlich-walserischer Nüchternheit und Sparsamkeit gelten, so tönte dies zu Zeiten des blühenden Saumverkehrs ganz anders, wie im «Neuen Sammler» von 1809 nachzulesen ist: «Lebhaftigkeit und Froh- aber auch Leichtsin sind die Hauptzüge der Einwohner des Rheinwalds überhaupt.» Haupterklärung für diesen «Hang nach Schwelgerei» ist «der tägliche Anlass zum Wirthshausleben», «eine Lebensart, bei der man jeden Tag seinen Gewinn, in der Hoffnung des morgenden, zu verzehren pflegt».

In verschiedenen Beiträgen wird mit Nachdruck auf den grossen Quellenwert von alten Plänen und Karten hingewiesen. Frank Hieronymus kommt unter anderem deswegen zum Schluss – im Gegensatz zu manchen lokalen Publikationen und meiner Ansicht nach wahrscheinlich zu Recht –, dass auch die Viamala in der frühen Neuzeit kaum befahrbar gewesen ist. Bedenkenswert ist aber in einem allgemeineren Zusammenhang das an einer anderen Stelle wiedergegebene Zitat von Eduard Imhof: die Kartographie sei zu allen Zeiten ein Tummelplatz der Plagiatoren gewesen. Nicht unerheblich war sicher auch der aktuelle Anlass zur Anfertigung von bildlichen Darstellungen. Marie-Louise Schaller betont, dass bis weit ins 18. Jahrhundert hinein weniger der künstlerische, häufiger der militärische oder kommerzielle Gesichtspunkt für die Erfassung von Verkehrswegen im Vordergrund stand. Ein gutes Beispiel für unser Gebiet ist sicher der Holländer Jan Hackaert! Zu Beginn des 19. Jahrhunderts kamen mehr und mehr Darstellungen auf, die die neuen Strassen als technische Wunderwerke feierten und die umgebende und bezwungene Natur möglichst schauerlich darstellten. Dazu gehören selbstverständlich die ungezählten und vielkopierten Viamala-Ansichten.

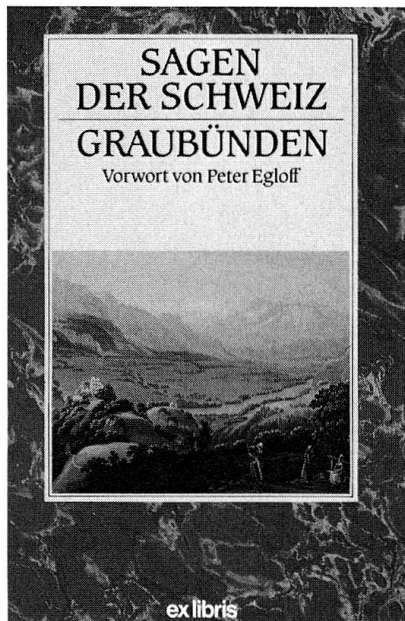
Franz-Heinz Hye handelt von der alten Tiroler Verkehrsgeschichte. Dabei kommt er auch auf das unterste Engadin zu sprechen

und setzt sich mit dem «verdienten Altstrassenforscher» Armon Planta auseinander, nicht ohne einige Vorbehalte anzubringen.

Heinrich Wanderwitz berichtet über «Salz auf den Pässen der Alpen»: «Alles in allem gesehen, kann man wohl für den gesamten betrachteten Zeitraum feststellen, dass Salz ein Konsumgut im Alpenraum war; es gehörte nicht zur Gruppe der Transitgüter, die zwischen dem nördlichen und dem südlichen Wirtschaftsraum ausgetauscht wurden.» Was für die Geschichtsforschung in manchen der vorliegenden Artikel postuliert wird, könnte man somit auf symbolischer Ebene geradezu vom historischen Salzhandel her ableiten: eine vermehrte Zusammenarbeit innerhalb des Alpenraums, eine integrale Betrachtung des ganzen Passsystems statt einzelner Konkurrenzlinien.

Jürg Simonett

Buchbesprechung



Sagen der Schweiz. Graubünden.

Herausgegeben von Peter Keckeis.
Mit einem Vorwort von Peter Egloff.
Zürich
(Ex Libris) 1986

Im Herbst 1985 begann der Ex Libris Verlag mit der Herausgabe der Reihe «Sagen der Schweiz». Diese Reihe umfasst 14 Bände, die im Abonnement erhältlich sind. Nun ist auch der Band «Graubünden» erschienen, ein Buch, das 378 Seiten umfasst.

Der Verlagsprospekt (November 1985) hat die Reihe als «Sagensammlung aus der deutschsprachigen Schweiz» angekündigt. «Territorialeinheiten» für die einzelnen Bände sind die eidgenössischen Kantone. So beginnt das Programm mit dem Kanton Uri. Selbstverständlich hat die geografische Grösse nicht unbedingt direkten Einfluss auf den Umfang einer Sagensammlung, das Beispiel mag immerhin verdeutlichen, dass die Regionalsammlungen sich voneinander einigermaßen unterscheiden müssen. Beim Band «Graubünden» zeigt es sich, dass die Ankündigung des Verlags nicht so programmatisch gemeint war: selbstverständlich kann es sich hier nicht um Sagen aus der «deutschsprachigen Schweiz» handeln, und der Herausgeber berücksichtigt die Mehrsprachigkeit dieses grossen Kantons in gebührender Weise. Die Mehrsprachigkeit wird sogar zum besonderen Kennzeichen dieses Bandes. Eine erste Sagengruppe hat offensichtlich die Funktion, die gesamte Sprachpalette dem Leser nahe zu bringen. Unter den sechs Texten finden wir je einen in Churer- und einen in einer Walsermundart, die übrigen vier repräsentieren die verschiedenen romanischen Hauptmundarten. Italienische Originale fehlen! Für die folgenden Sagentexte, die nach geografischen Gesichtspunkten angeordnet sind, wird die Standardsprache verwendet.

Das Sagenbuch schöpft aus den bekannten Quellen, die bis zum Zeitpunkt der Schlussredaktion zugänglich waren (D. Jecklin, C. Decurtins, A. Büchli, aber auch ältere und neuere Publikationen mit regionalen Sammlungen wurden herangezogen) und macht einmal mehr Sagen für eine breite Leserschaft zugänglich, die nicht zu den einzelnen Publikationen greifen will und kann. Nach Herkunftsregionen geordnet erscheinen 259 Texte (Vorderrhein, Hinterrhein, Oberhalbstein/Albula, Engadin/Münstertal, Churer Rheintal, Schanfigg/Prättigau/Davos und schliesslich Italienisch Bünden); die Anzahl Texte pro Region variiert erheblich (Vorderrhein über 80, Hinterrhein 12, Italienisch Bünden 17). Vor Schlussfolgerungen auf Sagenreichtum und -dichte sei ausdrücklich gewarnt!

Zu jedem Text steht eine genaue Quellenangabe, ebenfalls werden Hinweise auf den Übersetzer und auf redaktionelle Eingriffe gegeben. Die meisten Übersetzungen stammen vom Volkskundler Peter Egloff, der auch das Vorwort beigesteuert hat.

Da die Sammlung wie gesagt nur bekannte Texte zugänglich macht, wäre es vor allem interessant, die Auswahlkriterien des Herausgebers zu beleuchten und zu deuten. Das ist im Rahmen einer Rezension leider nicht möglich; wahrscheinlich hat die beratende Stimme des fast-einheimischen Fachmanns beim Herausgeber immer wieder willige Ohren gefunden. In seinem Vorwort hat sich Peter Egloff jedenfalls aus einer gewissen Distanz heraus mit dem Problem der Sagensammlungen und der Sagensammler befasst; mit den Sammlern als Personen mit bestimmten Auffassungen ihrer Aufgabe, mit Haltungen, die in den Sammlungen ihre Spuren hinterlassen haben. Über dieses Thema werden wir wohl noch einiges erfahren, wenn die entsprechenden Grundlagen wissenschaftlich weiter aufgearbeitet sein werden. Dass da noch einiges im Tun ist, lassen die Hinweise auf noch nicht zugängliche Titel vermuten, die in den Anmerkungen zum Vorwort figurieren.

Lobenswert an der Publikation, die sich, wie gesagt, nicht an den Volkskundler, sondern an den Sagenliebhaber richtet, sind die zuverlässigen Quellennachweise, die Liste der Sagensammlungen und -quellen im engeren und weiteren Sinn; dazu kommt auch ein Ortsverzeichnis. Bei der Lektüre des Nachworts von Peter Keckeis wird einem aber bewusst, dass die Koordination bei einem solchen verlegerischen Projekt gewisse Schwierigkeiten bieten muss. Nur so ist zu erklären, dass im Nachwort Dinge explizit wiederholt werden, die man im Vorwort

knapper und verbindlicher ausgedrückt angetroffen hat. Ärgerlich, dass es nicht gelingt, den knapp bemessenen Platz sinnvoller auszunützen, etwa für eine bessere Anleitung zum Gebrauch des Werkes. Ob die Hinweise auf die Rätoromanische Chrestomathie dem Laien weiterhelfen, bleibe dahingestellt; der interessierte Leser möchte wohl über dieses und jenes ein bisschen mehr wissen oder wenigstens erfahren, wo er sich weiter informieren kann. Und peinlich berührt es, wenn im gleichen Text der Name einer Sagenexpertin einige Male falsch, plötzlich aber doch korrekt erscheint. Auch müsste nicht unbedingt eine falsche Benennung für ein wichtiges nationales Wörterbuch populärisiert werden (S. 340). Vielleicht muss der Leser solche Kleinigkeiten grosszügig übersehen, ebenso wie die einzelnen Stellen, wo die altertümliche Schreibweise der Quellen nicht angepasst wurde.

Der Sagenliebhaber wird sicher mit Vergnügen zu den einzelnen Bänden dieser Ex-Libris-Eigenproduktion greifen. Allerdings sind diese – meine persönliche Abneigung gegen solche Zwänge leise auszudrücken sei mir gestattet! – nur als Teil der Reihe zu beziehen, also zusammen mit den anderen 13 Bänden. Wenn dieser Zwang entfällt, bin ich sicher, dass der Band «Graubünden» sich gut absetzen lässt und seinen Teil zum Rückfluss der Sagen beitragen wird. Mit Peter Egloff kann man wünschen, dass der Leser bei der Lektüre die Frage stellt, «ob der eigene Umgang mit Sagen und die eigene Einstellung zum Berggebiet und seinen Bewohnern nicht ebenfalls (wie seinerzeit bei A. Büchli) Elemente einer Fluchtperspektive enthalten, und wenn ja, warum» (S. 31). Und ich ergänze: Und wenn nicht, was dann?

Cristian Collenberg

Buchbesprechung

Conrad G. Weber:
Brauchtum in der Schweiz.

Werner Classen, Zürich 1985. 357 S., Fr. 49.—. (Ex Libris 1987, Fr. 38.—)

So schwer wie wohl kein anderes Fach trägt die Volkskunde, die europäische Ethnologie, an ihrer Vergangenheit; auch heute noch, und ganz besonders im Bereich der Brauchforschung. Wenn es für diesen Sachverhalt eines erneuten Beweises bedurft hätte, seit 1985 liegt er vor: Conrad G. Webers Buch «Brauchtum in der Schweiz», im Zürcher Classen Verlag erschienen, als Nachschlagewerk konzipiert, nach Stichworten von «Abbaye» bis «Zwölfen» alphabetisch geordnet, auf gutem Papier graphisch und typographisch ansprechend gedruckt.

Rückwärtsgewandte Sehnsucht nach dem angeblich Urtümlichen, die Suche nach den heiligen Ursprüngen einer «Nationaldenkart», nach der «Urform» von Sage, Märchen, Lied und Brauch beschäftigte seit der Romantik, seit Johann Gottfried Herder und den Brüdern Grimm die Geister und – wohl vor allem – die Gemüter. Generationen von Volkstumsforschern und Volkstumspflegern schwelgten seither beruflich und privatliebhaberisch in dem, was sie als Relikte einer germanisch-heidnischen Vorzeit interpretierten. Dämonenabwehr, Fruchtbarkeitskult und Ahnenkult, der ganze germanische Götterhimmel winkten hinter jedem Lärm- und Rügebrauch, verliehen jedem Dorfspektakel die Aura des Ehrwürdig-Unheimlich-Urtümlich-Ewigen, schon immer Dagewesenen. Was schon vor gut 120 Jahren den deutschen Germanisten Moritz Haupt zur Bemerkung gereizt hat, es werde bald kein roter Hahn und kein stinkender Bock mehr in der Welt sein, der nicht Gefahr laufe, für einen germanischen Gott erklärt zu werden.

Das kluge Wort verhallte weitgehend ungehört. Die volkskundliche Forschung hat zwar die Konzepte der mythologischen Schule längst widerlegt oder mindestens stark relativiert und differenziert. Vor allem aber hat sie sich fruchtbareren Fragestellungen zugewendet. Die unbeweisbaren Hypothesen über angeblich ferne Ursprünge eines Brauches wurden beiseite gelegt. Wichtiger erscheint nun, weshalb ein Brauch sich durch die Jahrzehnte, vielleicht Jahrhunderte zu halten vermag, welche Veränderungen er dabei erfährt, welche sozialen Gruppen ihn jeweils tragen, und warum. Die germanenwonnige Spekulation hat exakter Archivarbeit Platz gemacht, die Schwelgerei im Heidentum einer funktional und soziologisch orientierten Betrachtungsweise.

Aber die Volkskunde ist damit die Geister nicht losgeworden, die sie einst gerufen hat. Die simple Eindeutigkeit mythologisierender Interpretationen erfreut sich nach wie vor grösster Beliebtheit in Schule und Elternhaus, in Heimatliteratur und Tourismuswerbung – ja sie erfährt sogar einen neuen Aufschwung in gewissen regionalistischen Bewegungen oder in einer bestimmten Art feministischer Geschichtsinterpretation. (Womit beileibe nichts gegen eine Geschichtsschreibung gesagt sei, welche der Frau auch in der Historie zu ihrem Recht verhelfen will. Ich verneine bloss, dass mythologische Nebelschwaden dazu das geeignete Mittel sind.)

Popularisierte Volkskunde, gesunkenes Wissenschaftsgut als Fluchthelfer aus den Zwängen der postindustriellen Gesellschaft, des sich formierenden Atomstaates? Mythen sind jedenfalls gefragt, haben Konjunktur, im Buch von Conrad G. Weber geradezu Hochkonjunktur. Insofern ist das Werk nur zu zeitgemäss, wo doch sogar in Konzeptpapieren für die bachab geschickte Landesausstellung CH 91 die Schaffung neuer Mythen gefordert worden ist, und wo Korpskommandanten für die alten Schlachtendampf-Mythen à la Winkelried öffentlich Lanzen brechen.

Auch Conrad G. Weber hält sich an die alten Mythen. Basler Fasnacht, Zürcher Sechseläuten, Schulsylvester: alles «typische Überbleibsel aus heidnischer Zeit». Der 1. August: In den vorzeitlichen Sonnenwendfeiern verankert. Der 1. Mai: Nein, falsch geraten, weder heidnisch noch sonstwas, der Tag der Arbeit kommt im Opus gar nicht vor. Dafür der Gugelhopf: Ursprünglich ein Kultgebäck! Das Ditti mit dem Nuggi, eine Figur der Schwyzer Fasnacht: Wohl niemand anders als Wotans Gattin! Und so weiter und so fort, über 357 Seiten hin.

Es sei indes nicht verschwiegen: Auch für Weber gibt es Bräuche, die er nicht in germanisch-heidnischer Vorzeit ansiedeln mag. Aber glücklicher werden seine Darstellungen darob in aller Regel nicht. Die Kompilationen von An- und Aufgelesenem, Halb- und Nichtverstandenen und Verwechseltem sind oft von keinerlei Sachkenntnis belastet. (Eine von Webers Hauptquellen scheint das veraltete «Geographische Lexikon der Schweiz», Neuenburg 1902 ff. gewesen zu sein.) Da wird etwa den Lumbreinern im Bündner Oberland eine prächtige Karfreitagsprozession angedichtet, die sie in dieser Form weder hatten noch haben. Dafür wird die wirklich interessante Karfreitagsprozession im unfernen Vals unterschlagen. Von der Engadiner Schlitteda wird kühn behauptet, dass sie weder «Postulat der Verkehrsvereine» noch

ein «Schaubrauch» geworden sei. Die Engadiner wissen's besser. Und nebenbei sei angemerkt: Webers Umgang mit rätoromanischen Termini ist bisweilen barbarisch. (Ein Beispiel möge genügen: Aus dem Landammann, surselvisch «mistral», ladinisch «mastral» wird im Buch ein «*mistal*» oder – noch toller – ein «*mastval*».) Ob auch der Druckfehlerteufel im Heidentum wurzelt? Fast möchte man es schliessen aus seiner Allgegenwärtigkeit. Er bringt die Geographie durcheinander, macht *Untervals* aus *Untervaz* und verballhornt die den Bündnern teure Calvenschlacht zur *Calvernschlacht*. Manchmal beweist er aber auch Sinn für Humor, etwa wenn er aus dem angeblichen Torfschaf von Lumbrein ein *Torschaf* macht, oder aus dem Vorstecker an der Bündner Tracht einen *Vorsteher*.

Doch lassen wir's. Conrad G. Weber, laut Vorwort Sprachwissenschaftler und Kunstgeschichtler, will sein Werk nicht für die Wissenschaft geschrieben haben, sondern deklariert es zum «Haus- und Familienbuch». Sein gutes Recht. Aber ich denke, Hausstände und Familien hätten ihrerseits ein Recht auf die Vermittlung einigermaßen zuverlässiger und korrekter Informationen. Mit «Brauchtum in der Schweiz» hat der Autor niemandem einen Dienst erwiesen. Sein Brauchbuch ist unbrauchbar.

Peter Egloff